

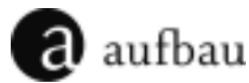
Georgi Gospodinov



Der Gärtner
und der Tod

Roman

Georgi Gospodinov
Der Gärtner und der Tod



Georgi Gospodinov

Der Gärtner
und der Tod

Roman



Aus dem Bulgarischen von
Alexander Sitzmann

a aufbau

Die Originalausgabe unter dem Titel
Градинарят и смъртта
erschien 2024 bei Janet 45, Plovdiv, Bulgarien.



ISBN 978-3-351-04261-5

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2025

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2025

www.aufbau-verlage.de

10969 Berlin, Prinzenstraße 85

Copyright © 2024, Georgi Gospodinov

All rights reserved

Illustrationen im Innenteil © Lyuba Haleva

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining
nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne
Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Bei Fragen zur Sicherheit unserer Produkte wenden Sie sich bitte
an produktsicherheit@aufbau-verlage.de.

Einbandgestaltung zero-media.net, München

Satz Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH Leck, Germany

Printed in Germany

Jede Geschichte, die einmal durch die Sprache gegangen ist, sich in Worte gekleidet hat, gehört uns nicht mehr, selbst wenn wir sie persönlich erlebt haben. Sie ist bereits genauso Teil der Wirklichkeit wie der Fiktion.

Epigraphik

Der Tod ist eine Kirsche, die ohne dich reift.

Gaustín,

»Botanik und Unsterblichkeit«

Das Paradies muß darin bestehen,

däß ein Schmerz aufhört.

Lars Gustafsson,

»Der Tod eines Bienenzüchters«

Er bearbeitete die Erde,

unter der er heute liegt ...

Anonyme Grabinschriften

für jede Gelegenheit

Jeder Engel ist schrecklich ...

Rainer Maria Rilke,

»Duineser Elegien«

Halb so wild.

Mein Vater

I.

Mein Vater war Gärtner. Jetzt ist er ein Garten.

Ich weiß nicht, wo ich beginnen soll. Möge das der Anfang sein. Es ist natürlich die Rede von einem Ende, aber wo beginnt das Ende?

Ich glaube, ich habe mir in die Hose gepinkelt, sagte mein Vater an der Schwelle. Er stand im Rahmen der Eingangstür, empfindlich abgemagert, leicht gebeugt, wie es für große Menschen manchmal charakteristisch ist. Sie fuhren ihn spät am Abend her, es war Ende November. Er war dreihundert Kilometer auf der Rückbank gereist, im Liegen, um den Schmerz ein wenig abzuschwächen. Es war mir gelungen, für den nächsten Tag einen Untersuchungstermin zu bekommen.

Ich habe mir in die Hose gepinkelt, wiederholte er, zerknirscht wie ein kleines Kind, entschuldigend und mit jener für ihn typischen Selbstironie, *so blamiert man sich auf seine alten Tage*.

Es ist alles in Ordnung, sagte ich, und wir machten uns daran, im Flur seine Kleidung zu wechseln, wobei wir die Tür zum Wohnzimmer schlossen.

Ich habe Angst, flüsterte mir meine Tochter in einem Augenblick ins Ohr. Jetzt wird mir bewusst, dass sie es als Erste gespürt hat. Ich wusste es zu dem Zeitpunkt noch nicht, wollte es nicht wissen.

Lasst mich schon hier sagen, dass der Held am Ende dieses Buches stirbt. Nein, noch nicht einmal am Ende, sondern schon in der Mitte, aber danach ist er wieder lebendig, in allen Geschichten, die vor seinem Tod spielen oder danach. Denn, wie Gaustín immer sagte, in der Vergangenheit fließt die Zeit nicht nur in eine Richtung.

Als ich klein war, suchte ich mir in der Bibliothek nur die Bücher aus, die in der ersten Person geschrieben waren, weil ich wusste, dass in ihnen der Held nicht sterben würde.

Nun, dieses Buch ist in der ersten Person geschrieben, obwohl sein wahrer Held stirbt. Es überleben nur die Geschichtenerzähler, doch auch sie werden eines Tages sterben.

Es überleben nur die Geschichten.

Und der Garten, den mein Vater angelegt hatte, bevor er starb.

Bestimmt erzählen wir deshalb. Um einen weiteren parallelen Korridor zu schaffen, in dem die Welt und alle in ihr am rechten Platz sind, um die Erzählung in ein anderes Beet umzuleiten, wenn es gefährlich wird und der Tod herbeiströmt, so wie der Gärtner das Wasser in das nächste Beet umleitet.

Ich wünsche mir Licht auf diesen Seiten, weiches, nachmittägliches Licht. Dies ist kein Buch über den Tod, sondern über die Sehnsucht nach dem Leben, das fortgeht. Da gibt es einen Unterschied. Sehnsucht nach einer mit Honig gefüllten Wabe, aber auch nach den

leeren Zellen dieser Wabe, nach ihnen sogar noch stärker. Sehnsucht nach dieser Wabe, an die sich auch die Wachskerzen erinnern, während sie in unseren Händen abbrennen.

Halb so wild, wie er immer sagte.

2.

Das Notizbuch, in das ich gerade schreibe (ich schreibe seit dreißig Jahren in Notizbücher), habe ich ganz unschuldig im Oktober begonnen. Er hatte bereits Schmerzen. Die Zeichen waren da, sie waren vorhanden, aber die Deutung kam zu spät. Wieder verreiste ich, diesmal nach Krakau.

Na los, und wenn du zurück bist, dann komm ein wenig nach Hause, um dich zu erholen.

Es war ein unmenschlich intensives Jahr mit zahllosen Reisen. *Komm ein wenig nach Hause, um dich zu erholen ...* Damals schenkte ich dem keine Beachtung. Immer nörgelte er, dass wir zu selten nach Hause kämen, dass wir uns keine Pause gönnen. Jetzt erkenne ich noch etwas anderes in diesen Worten. *Komm ein wenig nach Hause, höre ich, um bei mir zu sein, ich bin zu nichts mehr zu gebrauchen, ich weiß nicht, ob ich den Winter überstehen werde.*

In demselben Oktober, als wir uns für einen Tag sahen, kurz bevor ich aufbrach, neben dem Strauch mit den letzten Herbstrosen:

Weißt du, irgendwie habe ich ein bisschen Kreuzschmerzen.

Das Kreuz?

Es zieht auch ein wenig nach oben.

Nach oben?

Ja, bis in die Schultern. Und es spannt so in der Brust ...

Er sei zum Arzt in der Stadt gegangen. Der habe ihm Tabletten gegeben. Wer hat denn in dem Alter keine Kreuzschmerzen, und dann auch noch diese Arbeit im Garten ... Anfangs halfen die Tabletten.

Mir stand noch eine letzte Reise nach Portugal bevor und dann nichts mehr für den Rest des Jahres.

Wie geht es dir, hältst du dich?

Halb so wild, sagte er. »Halb so wild« war sein Lieblingsspruch. Die vorgefertigte Antwort auf jede Frage.

Hast du starke Kreuzschmerzen?

Halb so wild.

Es kommt mir so vor, als hättest du abgenommen.

Halb so wild.

Erst jetzt, während ich immer wieder jenen Oktober im Kopf durchspiele, fällt mir auf, dass er noch etwas sagte, als wir uns zum Abschied umarmten und bevor ich ins Auto stieg: *Halb so wild, ich werde warten, bis du zurückkommst.*

Habe ich es damals wirklich nicht bemerkt? Ja und nein.

Im Alter von neunundsiebzig bewirtschaftete er einen riesigen Gemüse-, Obst- und Blumengarten. Alles gab es darin – Tomaten, Paprika, Kartoffeln, Mais, Erdbeeren, Pfingstrosen, Tulpen, Rosen, Bäumchen. Pflanzen, Jäten, Gießen, Umgraben, Spritzen, Anbinden ... Wir redeten auf ihn ein, endlich aufzuhören, etwas kürzer-

zutreten. Ich erinnere mich, dass ich auch damals, neben diesen letzten Rosen im Oktober, mit ihren helllila Blüten, zu ihm sagte, dass er, wenn er so weitermache und nicht zum Arzt mitkomme, einfach plötzlich umfallen werde und dann zusehen könne, wie das Unkraut den Garten vor seinen Augen überwuchert. Es ist schrecklich, die Zeit oder das Schicksal oder wie wir das, was in der Zukunft verborgen liegt, nennen wollen, verschließt auch vor solchen Worten nicht die Ohren. Rückblickend sehe ich heute, wie viel Grausamkeit in meiner Aussage steckte.

3.

Ich wusste, dass dieser Garten ein besonderer war. Er rettete ihm nach dem ersten Krebs das Leben, schenkte ihm siebzehn Jahre, aber er würde ihm auch den Rest geben. Er legte ihn von Grund auf an, im leeren Hof eines Dorfhauses, das mein Bruder gekauft hatte. *Hier geht es mir am besten*, sagte er immer. Die vorherigen Chemo-therapien und Bestrahlungen hatten ihm mit Sicherheit geholfen, aber sie hatten ihn auch zermürbt. Ich erinnere mich, dass er danach nie wieder sein altes Lachen zurücklangte, jene heitere Ausgelassenheit. Er verstummte für längere Zeit, manchmal schüttelte er nur den Kopf in irgendeinem tonlosen inneren Monolog.

Der Garten war sein anderes mögliches Leben, seine Stimme, auch alles Verschwiegene. Er sprach durch ihn, und seine Worte waren Äpfel, Kirschen, große rote Tomaten. Wenn ich dort ankam, war das Erste, was er tat, mich herumzuführen und ihn mir zu zeigen. Er war jedes Mal verschieden.

Ich mochte es, dort zu sein, besonders im Frühling. Meinen Kopf zwischen den blütenschweren Zweigen der Pflaume zu vergraben, die Augen zu schließen und dem summenden Zen der Bienen zu lauschen. Dann wieder hasste ich den Garten insgeheim, wenn ich zusah, wie mein Vater, dünn, mit nacktem Oberkörper,

mit all den Operationsnarben auf seinem zerschnittenen Leib, die Hacke schwang. Er und der Garten wurden eins, mein Vater ließ nicht von ihm ab, aber auch der Garten würde ihn nicht mehr loslassen. Sie waren auf besondere Art verdammt, als gäbe es einen Faustischen Pakt zwischen ihnen. Denn dieser Garten konnte auch todbringend sein. Ich stellte mir vor, wie er langsam die Kräfte meines Vaters aussaugte, wie er seine Früchte und Rosen mit ihm nährte, wie mein Vater, je röter die Kirschen, Tulpen und Tomaten wurden, umso bleicher wurde.

Neben allem anderen gelang es meinem Vater, jeden Ort in einen Garten zu verwandeln, jedes Haus in ein Zuhause. Das ist eine besondere Fertigkeit. Jede Wohnung, in die wir irgendwann einmal zogen, und wer weiß warum, aber wir zogen oft um, wurde irgendwie zu einem Heim. Deshalb fühle ich mich jetzt neben allem anderen heimatlos. Ich werde nie vergessen, wie er es immer wieder schaffte, sogar den Garten mit überzusiedeln. Er zog vorsichtig die Zwiebeln der Hyazinthen, Narzissen und des Leinkrauts, der Pfingstrosen und Tulpen heraus – er hatte dunkelblaue Lieblingstulpen, holländische, von denen er sich nie trennte – und pflanzte sie im Garten am neuen Ort wieder ein.

Ob die Blumen nicht in Wahrheit heimliche Periskepe der Toten sind, die unter ihnen liegen und die Welt durch ihre Stängel beobachten?

Ja, mein Vater war Gärtner. Jetzt ist er ein Garten.

4.

Worüber sprechen wir, wenn wir über den Tod sprechen? Über den Verstorbenen oder über uns selbst? Über die bloße Abwesenheit? Er fehlt so sehr, dass jede freie Minute davon ausgefüllt ist.

Seine bisherige Anwesenheit bestätigte auch meine eigene, die Anwesenheit meiner Kindheit. Andererseits versetzt seine Abwesenheit die ganze Mechanik des Gedächtnisses in Bewegung. Dinge, an die ich mich schon ewig nicht mehr erinnert habe, erwachen jetzt, ich erwecke sie, um sicherzugehen, dass es all das gegeben hat. Das bewusste und unbewusste Gedächtnis arbeiten zusammen, betätigen den verharzten Mechanismus der Erinnerung, glätten oder ergänzen dort, wo man nicht klar sieht. Und wir müssen zugeben, dass diese Gedächtnisarbeit genauso viel auf den Verstorbenen gerichtet ist wie auf uns selbst, eine egozentrische Arbeit, in gewissem Sinne darauf ausgerichtet, uns selbst zu retten, mit der Tatsache fertigzuwerden, dass wir zurückbleiben, nachdem jemand fortgegangen ist.

Wenn auch der letzte Mensch fortgegangen ist, der sich an uns als Kinder erinnert, gibt es uns dann noch?

Worüber sprechen wir, wenn wir über den Tod sprechen? Über das Leben natürlich, über seine ganze bezaubernde Unbeständigkeit.

5.

Ich rufe aus Lissabon an, um mich herum Lärm, ein Filmfestival ist im Gange, ich gehe von einer Vorführung in die nächste, ich sitze in der Jury, rufe zwischen zwei Filmen an. *Papa, wie geht es deinem Kreuz?*

Ist schon gut, halb so wild.

Ich rufe meine Mutter an. *Mama, wie geht es Papa?*

Na ja, es geht ihm gut, er liegt hier. Ich reibe ihn jetzt mit Schlangengift ein.

Was für ein Schlangengift?

Na ja, eine Krankenpflegerin hat gesagt, dass es sehr gut gegen Schmerzen helfe, sie hat mir ein wenig davon abgefüllt.

Mein Vater und meine Mutter haben die Pandemie überlebt. Sie haben sich impfen lassen, und die Einsamkeit und das Dorfhaus, in dem sie lebten, hat sie gerettet. Er, bereits einmal den Krebs überstanden, sie, Diabetikerin – die idealen Opfer für das Virus. Zu Beginn der Pandemie war ich wieder irgendwo anders, für ein Jahr in Berlin, wir telefonierten jeden Tag, und ich versuchte, jede kleinste Veränderung in ihren Stimmen herauszuhören. *Deine Stimme ist ein bisschen rau, riechst du noch etwas, hast du deine Sauerstoffsättigung gemessen ...*

6.

Es war Ende November, als er für die Untersuchungen nach Sofia kam, mit einem Seesack, einer Lederjacke und einem Gehstock. (Eine Lederjacke und ein Gehstock, den er eigenhändig geschnitten hatte, das beschrieb ihn vollständig.) Er stieg selbstständig und ohne Pause die Stufen bis in den vierten Stock hinauf, wovon er sich selbst wunderte. Er sollte sie noch dreimal hinaufsteigen (und nur noch zweimal hinunter), aber damals wussten wir nichts davon. Mit jedem Mal stieg er langsamer und schwerer hinauf, beim letzten Mal stellten wir einen Stuhl hinaus, damit er sich nach jedem halben Stockwerk ausruhen konnte.

Es waren vierundsechzig Stufen, ich zählte sie in Gedanken.

Ich bin mir sicher, dass er sie auch zählte.

Es blieben ihm, als er nach Sofia kam, insgesamt noch hundertzweiundneunzig Stufen hinaufzusteigen.

Am folgenden Tag stand die Untersuchung mit den radioaktiven Isotopen an. Jene, bei der die injizierte Substanz sich nach einer Weile an Stellen mit *metabolischer Aktivität* anreichert und sie *wie einen Weihnachtsbaum aufleuchten* lässt, wie einer der Ärzte sagte. Ich sollte sehr bald erfahren, dass metabolische Aktivität, was in meinen Ohren zunächst unschuldig klang, in den meisten

Fällen das Vorhandensein von Tumoren oder Metastasen bedeutet. Der Befund ist so geschrieben, dass der Patient ihn verstehen kann, wenn er es versucht. Aber wenn man es lieber nicht so genau wissen will, verrät er auch nicht zu viel.

M. in der 4. und 9. Rippe links und in der 7. Rippe rechts, unklare Neoplasien in der Leber, Veränderung der Knochenstruktur, degenerative und osteoarthritische Veränderungen, erhöhte Anreicherung des Radiopharmakons in der Wirbelsäule, Daten über schlecht definierte osteolytische Läsionen. Einige Befunde zur weiteren Abklärung angezeigt, um auszuschließen, dass ...

Haltet die Ohren steif, sagt die Ärztin, meine Freundin, Frau eines Schriftstellers, die den Befund in der kurzen Pause, in der mein Vater auf der Toilette ist, entziffert. Ich spüre, wie sie versucht, etwas Unverfängliches zu finden, irgendeine Zweideutigkeit in den offensichtlich erbarmungslos unzweideutigen Ergebnissen der Untersuchung. *Es gibt Fälle*, sagt sie, *wo die Dinge in Ruhe bleiben oder sich sehr langsam entwickeln, und dein Vater scheint ein zäher Mensch zu sein.*

Ich fuhr ihn nach Hause und ging hinaus, um etwas zu essen zu kaufen. Ich wollte ein wenig allein sein und heulen wie ein Kind.

Es war nirgends möglich.

Ein paar Menschen lächelten mich auf der Straße an, grüßten, erkannten mich. Ich bog in die erste Querstraße ein, Gott sei Dank war sie fast menschenleer,

und ließ meinen Tränen freien Lauf. Ich ging bis an ihr Ende, ging zurück zum Anfang, dann wieder ans Ende, eine Patrouille der Trauer. Ich musste meinen Bruder anrufen, aber ich hatte nicht die Kraft dazu. Dann wählte ich doch seine Nummer, sagte knapp, dass die Dinge nicht sehr gut stünden, es werde Untersuchungen brauchen, konnte nicht weitersprechen, legte auf.

In unseren patriarchalen Breiten sagte man immer: Wenn die Kinder weinen, ist es nicht schlimm, schlimm ist es, wenn die Erwachsenen weinen. Aber wenn du gleichzeitig Kind und Erwachsener bist und soeben erfahren hast, dass dein Vater stirbt ...

Der Tag war frostig und sonnig, die Menschen gingen in ihrer Mittagspause hinaus, um in der Nähe zu essen, irgendjemand führte einen Hund Gassi, sie winkten, lachten ... Das Ende der Welt kommt schließlich nicht für jeden zur selben Zeit. Ihre Väter sind alle am Leben, dachte ich. Und erschrak sofort vor diesem Gedanken. Meiner war doch ebenfalls am Leben.

Ich werde nie vergessen, wie an einem Nachmittag, es muss Anfang der 80er gewesen sein, der Nachbar aus dem gegenüberliegenden Haus laut im Badezimmer weinte. Durch das kleine, geöffnete Fenster erklang sein Weinen in dem stillen Sträßchen. Er hatte sich sicher eingeschlossen, damit niemand etwas mitbekam, aber alle hörten zu. Ich war zehn Jahre alt und wusste, dass etwas Unumkehrbares passiert war – und was ist unumkehrbarer als der Tod. Soeben hatte der Nachbar erfahren, dass seine Enkelin gestorben war, sie war in

meinem Alter gewesen. Zwei Dinge lernte ich an jenem Nachmittag: dass nicht nur die Alten sterben und dass der Tod eines nahestehenden Menschen sehr schlimm sein muss, wenn sogar ein großer Mann deswegen so verzweifelt weint. Ich war allein zu Hause und wie gelähmt. Ich fragte mich, ob ich zum Nachbarn hinübergehen musste. Ich hatte Angst, dass er sich etwas antun würde, auch wenn das Fensterchen viel zu klein war, um dort hinauszuspringen, aber vielleicht etwas anderes, wer weiß. Jenes verzweifelte Weinen aus dem Badezimmer, das um drei Uhr nachmittags wie der Ruf von einem Minarett erklang, werde ich nie vergessen.

7.

Man begräbt seine Eltern viele Male in Gedanken. Dass sie eines Tages sterben werden, gehört sicherlich zu den frühesten Ängsten. Als Kind stand ich mitten in der Nacht auf, um zu überprüfen, ob meine Mutter atmete, erzählte mir ein Freund. Die natürliche Angst des Kindes um die Menschen, ohne die es allein bleiben würde. Ist es eine Angst um sie oder eher um sich selbst? Ich bin nicht sicher, ob diese Trennung in dem Alter überhaupt existiert. Es ist ein und dieselbe Angst.

Das war auch meine erste Angst, mein erster sich wiederholender Alptraum, mein erster Anlass zu schreiben. Mich verfolgte ein Traumbild, einfach und lähmend. Mein Vater, meine Mutter und mein Bruder auf dem Grund des Dorfbrunnens, aus dem sie nie wieder herauskommen werden. Ich bin draußen, gerettet, aber allein. Darin besteht der doppelte Boden meiner Angst oder der Grund meiner doppelten Angst. Erstens um sie und zweitens, so merkwürdig es auch klingen mag, um mich, weil sie mich zurückgelassen haben. *Warum sind wir nicht zusammen, auch wenn es am Grund dieses Brunnens ist?* Ich war sechs oder sieben. Ich wollte diesen Alptraum sofort meiner Großmutter erzählen, bei der ich damals wohnte. Sie legte mir einen Finger auf die Lippen – ich sollte schweigen, weil die erzählten